

Helden- und Opfertod eines preussischen Officiers.

Von Dr. A. A. A.

Wenn man bei Bingen den Rhein verläßt und im Nadelthale nach Kreuznach zu etwa 8 Kilometer geht, kommt man nach Langenlonsheim. Hier zweigt ein amuthiges Seitenthal der Nahe, das Gildensbach Thal, ab, durch das seit einigen Jahren eine Eisenbahn nach dem Günsruden, jenem etwas rauhen, aber zum Theil sehr schönen und interessanten Hochplateau zwischen Rhein, Mosel und Nahe, führt. 14 Kilometer in diesem Thale aufwärts, sehr hübsch zwischen waldbigen Bergen geteilt, liegt das gewerbliche Städtchen Stromberg, jetzt ganz zerfallen; westlich aber der Gildensbach oder Gollensfels, ebenfalls ein ansehnlicher Hügel, den einige in Baummeer verfertigte ältere Wirthschafts-Gebäude und Reste früherer Befestigungen krönen. Hier war es, wo am 20. März 1793 ein erbitterter Kampf zwischen einer größeren Abtheilung Franzosen und etwa 35 preussischen Soldaten unter Führung des Lieutenant v. Gauvain stattfand, in dem dieser unter den schlimmsten Umständen den Heldentod fand. Im Jahre 1893 suchte ich für den damaligen Hauptmann im Nebentheil des Großen Generalstabes, Herrn Taeglichsbek, im Koblenzer Staats-Archiv nach Nachrichten über jene Kämpfe, wofür mir wiederum die Ergebnisse der Forschungen des genannten Herrn zur Verfügung gestellt wurden. Zur Erinnerung an ein wirklich tragisches Ereigniß mag hier eine Schilderung desselben weiteren Kreisen mitgetheilt werden.

Nach der Einnahme des französischen Königs Ludwig 16. beschloßen einige der europäischen Cavalleten, in Frankreich mit bewaffneter Hand einzuschreiten. Es begannen jene Feldzüge, die von der ungläublichen Erbarmlichkeit der damaligen politischen Zustände so bedauerliches Zeugnis abgaben. Niemand traute dem Anderen. Ziel- und siegesgewiß war nur die französische republikanische Regierung. Sie wollte sich in ihre Angelegenheiten nicht einmischen, wollte sich nicht von der verkommenen Rolle ihrer Emigranten, die an den westlichen deutschen Rändern herumzirkelten, eine neue Ordnung ihrer Politik auferlegen lassen. So nahmen die Dinge die Entwicklung, die sie unter solchen Umständen nehmen mußten: das deutsche Reich zerfiel, die deutschen Fürsten lanten brach zu Basellen des Kaisers Napoleon.

Unsere Geschichte fällt in das erste Jahr der Kämpfe mit der französischen Republik. Nach unglücklicher Beendigung des Feldzuges von 1792 ward dem preussischen Heere zu Anfang des März 1793 die Aufgabe, von seinen Stand-Quartieren zwischen Mainz und Lahn aus gegen die französische Armee vorzugehen, die Mainz inne hatte, und von hier aus die Linie Bingen - Kreuznach besetzt hielt. Der Rhein-Übergang der Preußen sollte bei Badarach bewerkstelligt werden, wo aus man die Straße nach Rheinböllen zum Vormarsch gegen die Franzosen benutzen konnte. Mit der Dedung dieses Rheinüberganges ward Oberst v. Szeltych durch besonderen Auftrag des Königs von Preußen betraut. Dieser Offizier war aus österreichischen Diensten noch unter Friedrich dem Großen in preussische übernommen worden. Es waren ihm zur Verfügung gestellt 7000 Mann Fußtruppen, 500 Reiter, meist Husaren, 1 Haubitze und 2 dreipfündige Kanonen, im Ganzen 1200 Mann. Mit dieser immerhin geringen Truppenmacht rückte Szeltych am 12. März von St. Goarshausen aus über St. Goar in der Richtung nach Simmern ab, kleinere Abtheilungen nach Rheinböllen und Badarach entsendend. Vorgehobene französische Truppen theilte wach Szeltych am 16. März mit 160 Mann Infanterie und 200 Husaren bei Bingen; er selbst ging des Morgens Tages wieder bis Rheinböllen zurück, während Hauptmann v. Haber mit der Infanterie und einer Reiterabtheilung in Stromberg halten mußte. Die Fußtruppen und den Goldenfels von Stromberg besetzte Haber mit je einem Offizier und 40 Mann. Auf Schloß Goldenfels besetzte Secondelieutenant v. Gauvain ein Füsilierbataillon v. Wefel. Als bereits am Morgen des 17. März die Franzosen von Bingen wiederkehrten und die Fußtruppen mit Uebermacht angriffen, zog sich deren Besatzung auf den Goldenfels zurück, wofelbst sich dann die ganze Abtheilung des Hauptmanns v. Haber sammelte. Dieser beschloß, um nicht abgeknüttelt zu werden, auf Rheinböllen zurückzukehren. Es scheint, daß man zu diesem Rückzuge nicht die Straße im Thale des Gildensbaches, sondern einen Umweg vielleicht über Dornbach, wählte, weil man auf ersterer wohl sicher von den Franzosen verfolgt und aufgegriffen worden wäre. So war es möglich, daß die Haber'sche Abtheilung nicht mit Szeltych zusammentraf, der inzwischen mit seinen Husaren von Rheinböllen nach Stromberg zur Unterstützung Habers abgegangen war. Vor Szeltych wichen die Franzosen ebenfalls in der Richtung Badalgesheim zurück. Er ließ jetzt dem Hauptmann v. Haber den Befehl zugehen, in Stromberg wieder zu ihm zu stoßen. Bei der noch am 17. März im Laufe des Nachmittags erfolgenden Rückkehr der Haber'schen Truppen nach Stromberg erfolgte nun ein höchst bewegter Auftritt. Szeltych war entkräftet über die

Aufgabe des Goldenfels. Anstatt sich aber mit seinen Vorwürfen an den Hauptmann v. Haber zu wenden, erschuf er sich — es ist unbegründet, aus welchem Grunde — den Leutnant v. Gauvain als Zielscheibe seines zitternden Zornes: „Herr, was sind Sie für ein miserabler Offizier,“ schrie er ihn an, „wer hat Ihnen gezeihen, daß Sie zurückziehen sollen? Den Augenblick nehmen Sie Ihren Posten wieder und halten Sie sich, bis Ihnen der Schnupftuch in der Tasche brennt, oder ich melde Sie dem Könige als einen elenden Offizier!“

Das war des tapferen Gauvain Todesurtheil. „Er schwieg,“ lautet ein Bericht des Unterleutnants v. Beulmwig, „aber man soll es ihm angesehen haben, daß er den Vorfall sagte, den Anwesenden, die zum Theil Offiziere von anderen Regimentern waren, eine bessere Meinung von seinem Werthe beizubringen. Er ließ sich für jeden Mann seines Detachements, das bis auf 2 Unteroffiziere und 35 Mann verkleinert wurde, 90 Patronen geben und schied mit den letzten Worten, die seine Kameraden von ihm hörten: „Entweder Ihr seht mich mit meinem 35 Mann die Festung Mainz erobern oder Ihr seht mich nie wieder.“

Er soll furchtlich dabei gelächelt, verächtlich auf Szeltych geblickt haben und mit allen Kennzeichen der verbissenen Wuth abmarschirt sein.“ Gauvain besetzte noch in der Nacht vom 17. zum 18. März den Goldenfels auf's Neue, während Szeltych in Stromberg blieb. Am 18. und 19. März unternahm die Franzosen nichts Ernstliches. Erst am 20. früh, etwa um 6—7 Uhr, wurde von ihnen die Reiterabtheilung vor Stromberg angegriffen und geworfen. Eine ansehnliche Abtheilung der Gildensbach'schen Cavallerie und einige Geschütze unter General Houchar, nähert sich Stromberg und besetzte die Fußtruppen. Zwei Escadrons Chasseurs a cheval suchten dem Szeltych'schen Corps durch einen Geschwindritt die Straße nach Rheinböllen abzuschneiden. Als sie jedoch Stromberg passieren wollten, ergelien sie von der Besatzung des Goldenfels ein so heftiges Feuer, daß sie das Weiterreiten aufgaben und im Orte selbst Deckung suchten. Szeltych war bis zur Salerschlucht, etwa eine Stunde oberhalb Strombergs, zurückgegangen; mit Hülsen des aus Simmern herbeigebrachten Bataillons v. Wefel warf er den Feind gegen Dornbach, mußte dann aber selbst wieder bis zur Salerschlucht zurückgehen. Inzwischen hatte ein großer Theil des Houchar'schen Corps die Erstürmung des von Leutnant v. Gauvain verteidigten Goldenfels begonnen. Der Unteroffizier Seiler, der hier mit socht, berichtet darüber: „Am 20. März, Morgens 6 Uhr (die Stunde dürfte zu früh angenommen sein) kamen ungefähr 300 Mann feindlicher Infanterie aus Stromberg heraus und wollten auf dem engen Fußsteige, der zum Goldenfels führt, gerade auf uns losgehen. Der Leutnant v. Gauvain hatte die zwei Unteroffiziere und 35 Füsilier, aus denen sein Kommando bestand, rings um dieses Schloß hinter Steinblöcken und Puschwert vertheilt und uns Allen den schärfsten Befehl gegeben, nicht eher zu schießen, als bis der Feind auf 30 bis 40 Schritte heran wäre. Auf diesen Befehl hielt er auch beständig auf das Strengste und drohte einen jeden Uebertreter mit dem Tode. Wir liegen also die 300 Mann, die sich ganz zerstreut von einer Klippe zur anderen dem Schlosse näherten, bis auf 30 Schritte heran und nahmen unsere Leute so gewiß, daß nur wenige Schüsse gefehlt haben können; denn es verging keine halbe Stunde so lagen über 50 Tode auf den Felsen herum und der Feind lief unter entsetzlichen Schreien nach Stromberg zurück.“

Es mußte trotz dieses glücklichen abgeschlagenen ersten Angriffes dem Leutnant v. Gauvain völlig klar sein, daß er den Goldenfels, der ja stärkere Befestigungen gar nicht aufwies, nicht halten könne, auch nicht, wenn ihm Verstärkung zugesandt würde; denn diese konnte im besten Falle gegenüber der französischen Truppenmacht nur ganz geringfügig sein. Freilich Angriffe von der steilen Stromberger Seite des Goldenfels her durfte er sich getrauen, auch ferner abzuwehren, so lange sein Schießbedarf reichte. Wie aber, wenn den Franzosen der sehr nahe liegende Gedanke kam, das Schloß zu umgehen und von der sehr bequemen Westseite aus anzugreifen? Zunächst war der Feind offenbar der Ansicht gewesen, der erste Sturmangriff von Stromberg aus werde leicht gelingen. Als Gauvain diesen so blutig zurückgeschlagen, kam wohl die Meinung auf, das Schloß sei stark besetzt und man müsse vorsichtiger und von mehreren Seiten gegen dasselbe vorgehen. Aus unsren Berichten ist jedoch nicht zu ersehen, zu welcher Zeit die Umgehung des Berges vollendet war, wann somit der letzte Akt des Dramas begann. Wir erfahren nur, daß die Belagerten zwar nach wie vor derjenigen Seite mit Erfolg abwehrten, die es wagten, wie zuvor die steilen Hänge des Berges zu ersteigen, daß sie aber wohl einsahen, ihr Schießfeld verloren, als die ersten Schüsse von Westen her auf das Schloß abgegeben wurden. Dennoch wehrte sich Gauvain mit seinen wenigen Leuten auch nach dieser Seite hin eine Zeit lang erfolgreich. Dabei zeigte es sich mehr und mehr, daß er den Tod nicht nur nicht scheute, sondern suchte. Nur bei dieser Annahme erklären sich die folgenden Begebenheiten. Mehrfach ver-

wandel, ließ Gauvain nicht vom Kampfe ab, selbst dann nicht, als seine erschöpften Soldaten ihn baten, den angedeuteten Vordruck anzunehmen. Auch der Schießbedarf ging zu Ende und es blieb somit keine Möglichkeit der Verteidigung. Gauvain mußte sich fassen, der Ehre sei genug, mehr als genug geliebt, aber er konnte die Worte Szeltych's nicht vergessen und — noch brannte ja sein Schnupftuch nicht in der Tasche! Sollte er sich gefangen geben? Sein übermäßig getränktes Ehrgefühl rief ihm zu, — daß er dann die vermeintliche Scharte noch nicht genügend ausgewetzt haben würde. Darum sterben, auf jeden Fall! — Es mochte etwa 1 Uhr sein, als Gauvain, von allen Seiten auf das härteste bedrängt, mit 10 bis 15 Mann (!) einen letzten Ausfall nach der Westseite des Schloßes machte. Unklar bleibt, was sich nun begab. Es gewinnt jedoch den Anschein, daß Gauvain's Soldaten nach kurzer Gegenwehr gegenüber einer erdrückenden Uebermacht den Vordruck annahmen und daß Gauvain selbst, aus verschiedenen Wunden blutend, ein verschiedenes Schicksal erlitt. Als die Feinde aber herankamen, erschuf ihn eine furchtbare Wuth; er schoß seine Pistole gegen die nächsten aus und rante einem Offizier seinen Degen durch den Leib. Als bald wurde er von allen Seiten angefallen und erschossen. Was mehrere Berichtserstatter weiter erzählen: Die Franzosen hätten ihn, den sie aus seinen Namen als „Omigre“ erkennen wollten, nach seiner verzweifelten Gegenwehr in Stücke gehauen, ihm den Kopf abgeschnitten, in seinen Mund eine rothe Kartoffel gesteckt und nach dem „ca ira“ einen Kanibalentanz um ihn aufgeführt, darf als ein Märchen bezeichnet werden, wenn gleich es nach den letzten Vorgängen des Kampfes angedeutet haben mag. Jedenfalls steht fest, daß die französischen Offiziere demselben Gauvain's das höchste Lob spendeten haben. Auch Oberst Szeltych schrieb am 21. März anerkennend über Gauvain, fünfmal sei er verwundet worden, und als der Feind in's Schloß in Besitz genommen, habe er noch halb stehend die Pistole aus der Tasche gezogen und den Feind todgeschossen, der ihn lebendig anfassen wollte. Für Szeltych war — nach Hauptmann Taeglichsbek's Urtheil — die Jahre Vertheidigung des Goldenfels von unmittelbarem Augenzeugen, da sie so bedeutende feindliche Kräfte an sich gefesselt hat, daß die Abtheilung des Obersten vor dem Untergang bewahrt worden ist.

Verluste an Toden scheint die Besatzung des Goldenfels — abgesehen von ihrem Führer — am 20. März nicht gehabt zu haben, jedenfalls ein Beweis, wie vorzüglich die Soldaten verstanden hatten, jede sich bietende Deckung zu benutzen. Einige Leute entamen, die übrigen, etwa 30, wurden als Gefangene nach Mainz abgeführt. Die Franzosen verloren bei Stromberg und bei der Erstürmung des Goldenfels etwa 300 Mann an Toden und Verwunden, darunter einige höhere Offiziere.

In der preussischen Armee ging die Erzählung von dem Heldentode Gauvain's schnell von Mund zu Mund — kein Wunder, wenn sie mit mancherlei unwahren Zügen ausgefärbt wurde. Viele Offiziere suchten die Stätte auf, wo er gefallen war. Noch im Jahre 1793 wurde ihm hier ein Denkmal errichtet, zu dessen Kosten die angehängten Feldherren beisteuerten. Oberst Szeltych gab nichts, er sagte: „Ich ehre seine Uebe, aber gebe keinen Kreuz.“ Im Jahre 1796 zerstörten französische Fußjäger das Denkmal. Erst am 14. November 1833, bei Gelegenheit der Anwesenheit des Kronprinzen, späteren Königs Friedrich Wilhelm 4., wurde ein neuer Denkstein unter großer Begeisterung der Bevölkerung gesetzt. Er erhielt die Inschrift des ersten Denkmals: „J. L. Gauvain, königl. preuss. Leutnant im Füsilier-Bataillon von Schend. — Er fiel als Held am 20. März 1793. — Sein Leben war des Heldentodes werth. — Deine Freunde weihen um Dich.“

Jacob Ludwig v. Gauvain entstammte einer Refugienfamilie und wurde am 13. November 1769 in Berlin als Sohn des Hauptmanns a. D. v. G. auf Werden bei Neu-Ruppin geboren. Im Jahre 1790 Secondelieutenant in dem oben genannten Bataillon geordnet, legte er im Feldzuge von 1792 großen Ruhm und Tapferkeit ab. In den Pfingsttagen 1793 fand in Stromberg und auf dem Goldenfels eine erhabene Gedenkfeier zu Ehren Gauvain's statt. Zahllose Menschen fliegen den bewaldeten, reich mit Eichen bewachsenen Berg hinan und ließen sich die Stätte zeigen, wo sich der Verzweiflungskampf hundert Jahre zuvor abgespielt hatte.

Erhebender als im Bewußtsein der Menschen pilgert es sich an einem düsternen Frühlingsmorgen dort hinauf. Da ist es, als wenn Stein und Felsen dem anhänglichen Wanderer leise von jenem 20. März zuküßelten, an dem hier so heroisch und so entsehrlich gekämpft ward. Oben treffen wir einen Nachkommen jenes Selbstmörders von Goldenfels, der mit seiner Familie 1793 Zeuge des Kampfes war. Er zeigt uns freudlichst die denkwürdigsten Stellen des Kampfes und führt uns zu dem einfachen Denkstein des Helden. — Einst wohl ein trostloses Geschick, so in den Tod getrieben zu werden; und nun doch ein beneidenswertes Loos, von Tausenden und aber Tausenden durch die Jahrhunderte hindurch dankbar gepriesen zu werden als ein tapferer Soldat,

der sein Vaterland und seine Ehre liebte über Alles.

Das Märchen vom Schach.

In Indien herrschte einst ein guter und gerechter Fürst. Friede und Glück blühten in seinem Lande wie in seinem Hause. In seiner Gemahlin stand ihm die Liebe, in seiner Tochter die Schönheit, in seinen Hofleuten die Treue zur Seite, und das Volk jubelte auf allen Wegen, die sein Fuß betret. Doppelt freudig sang das Joch, wenn der Jüngling seinen Herrn besuchte, von dem den Unterthanen das Beste des Guten kam. Es war das ein junger Mann aus dem Volke, den ein Zufall an den Hof geführt hatte, wo ihm drei gar seltsame Gaben, ein offenes Auge, eine geschickte Hand und eine wahrere Sprache, die Worten des Balastes und die Günst des Herrschers weit geöffnet hatten. Und nicht nur dies. Man raunte sich von Ohr zu Ohr, und die Damen des Hofes wollten das aufs Bestimmteste wissen, daß der blondgelockte Jüngling des Vaters auch die Urfache sei, weshalb die schöne Fürstinlichter oft so verärrert träumte, wie die Rosentöne, eb' ihre Blüthe sich dem Frühlings Lenz erschließt.

Der erste und stille Jüngling hatte nur einen Wirtsfreier, den blühigen und witzigen Sohn des Großveziers, einen schwarzhaarigen Gesellen, in dessen nachtdunkeln Augen ein unflüchtiges Feuer von Ehrgeiz und Leidenschaft brannte. Hochmüthig und neidisch schob er auf den Jüngling aus dem Hofe; er legte für sich, was Fener besaß; das Ohr des Fürsten und die Träume der Tochter.

Da geschah es, daß ein unerwarteter Feind dem Reich entstand. Ueber's Meer von den Afrika der Mohrenfürst mit seinen wilden Schaaren gekommen und forderte durch Sendung Wasser und Erde zum Zeichen der Unterwerfung. Der Fürst sah mit seinem Weiblich gerade beim Beispiel, während der Sohn des Großveziers mit seinen stolzen Einfällen Mutter und Tochter die Zeit vertrat, als die Boten das Genach betreten und ihren Auftrag vorbrachten. Gleich wie die esenheimer Spielsteine, irrana der Fürst den seinen Hofster auf und sah zornblitzenden Auges bald auf die Sendung, bald auf die beiden jungen Männer. „Wasser und Erde ihnen, wie sie verlangen,“ rief der hitzige Veziersohn. „In den tiefsten Brunnen mit den schwarzen Teufeln, und ihre Leiber den Oelern des Feltes zum Fraß!“ Der blinde Jüngling aber sprach: „Nicht ich, mein Fürst! Legt sie in Gauvairam und ich sie unterschert von dannen ziehen, sobald Du wohlgerüstet und im Stande bist, dem mächtigen Mohren die abgehende Antwort selber zu bringen!“ Die Frauen, dann auch der Fürst erkannten diesen als den besten Rath. Flugs wurden die Kriegsbereitungen durchs Land geleitet und mit Hülfe der Rüstungen betrieben. Aber als die Ritterschleife, die aligen Mohren, zur Stelle waren, zählte nicht mehr die Ungeduld des Fürsten. Der Jüngling mahnte zum Bedachtsamkeit. Der Veziersohn spornete zum Aufbruch. Die Boten wurden freigelassen. Jenen voraus, elne erst die langsamere Sammlung des Fußvolkes der Bauern abzuwarten, floh der Fürst mit den Weisigen und Kriegselephanten an die Grenze des Reiches zum blutigen Strauch.

Der Fürst erlitt eine schwere Welterlage. In pflichtigen Kleinmuth forderte er den Mohrenkönig Erde und Wasser und verstand sich auch zu einem hohen jährlichen Tribut. Die Säfte der nun bereikenden Bauern schlug er in den Wind. Fast löhndend hieß er sie zu ihren Feuern heimzuziehen.

Wie düstere Wolken senkten sich die Folgen des Schicksalsunglücks auf das Land. Riechhofschiffe lag über dem Palast. Niemand hatte Zutritt zu dem haberrichten Fürsten. Nur der Veziersohn ging bei ihm ein und aus, und angestachelt von diesem triumphirenden Rathgeber, wüthete der Fürst sich schrecklich wie ein Despot gegen sein Land, gegen seine Getreuen, gegen sein eigenes Fleisch. Die Selbstmitleiden belaubte nichts. Er wurde trant, und sein Heilmittel der Arznei, kein Gebet der Priester, keine Fürsprache der Frauen konnten das Uebel bannen. Der Fürst war trant im Gemüth.

Und unten im Verließ, wo Sonne und Mond kaum flüchtig hineinfielen, lag Eimer in Banden, der dem Herzen des Fürsten der Feuerworte war. Der Jüngling hatte den Ruch gehabt, den Aufbruch überhastet, die Unterwerfung Kleinmüthig zu nennen. Seine Wahrheitsliebe war sein Verbrechen. Monde vergingen. Da endlich sprang die Kerkerthür auf, und vor ihm stand die Tochter des Fürsten, in den Augen Tränen des Mitleids und der Rathlosigkeit. Wie hatte er darauf gewartet! Stamm nickte sie dem Jüngling zu, und er verstand. Bald betreten sie das wohlbekannte Gemach und bemerkten taum, daß bei ihrem Eintritt jemand schlauzuckend und schlauzuckend in die dunkelste Ecke des Zimmers alitt.

Welch einen Anblick hatte der Jüngling! Einen krafttrohenden Mann hatte er verlassen. Einen hilflosen Greis sah er auf dem Kniebeck wieder, zum Gerippe eingesunken, mit tiefen, krummen, klauen Augen. Der Fürst erkannte Den nicht, dessen Name oft und sehnd in den Riecherphantasien über seine Lippen gekommen war, zum

Verger des Ansehen. Ein mattes Ansehen, nur lief über die trammelten Säue wie ein hufender Sonnenstrahl über das weiterrührte Feld, als des unglücklichen Greises am sein Ohr schlug: „Schau hier, o Herr, was ich Dir bringe! Mein Rerkermeister war menschlich. Er ließ mir das Spielbrett. Seine Hand ist am Boden. Sie wunden mir um Ueberdruß, und ich sann auf Neues. Da drang die Kunde von Deiner Erkrankung auch zu mir. Ich kannte die Ursache und verdoppelte mein Sinnen. Des Glück machte Dein gutes Herz hochfahrend und Keiz, das Unflüth Kleinmüthig und Lari. Der überhäufte Aufbruch zum Kampf war der Anfang des Unheils, das die Misothuna der Bauern vorberete. Wie, wenn ich die Wahrheit, die Du im Ernst nicht ertraust, Dir im Spiel zeigen könnte? Und siehe, ein alter Tömon wies mit den Weg. Aus den Pfosten meines Holaglers schmitte ich die Figuren, hier die würdigen Könige und die liebevolligen Königinen, hier die schnellfühigen Kaiser und die ledern Springer zu Hof, hier die Turmelephanten, furchtbar beim Einbruch und vernichtend im Endkampf, hier zu den Großen und Oden die Menge der kleinen Bauern, die Masse der Fußvolks. Ein Spiel ist es, Herr! Doch ein hundertfältiger Sinn liegt in den einfachen Reichen.“

Der Fürst hatte sich vom Lager aufgerichtet. Leben, Verleben, Erernen malte sich in seinem Anseht. Er achtete nicht des Lachens, das heiser, höhnisch aus der Ecke klang. Er lauschte den Worten des Jünglings und folgte jeder Bewegung, als dieser ein Spielbrett erricht und, indem er die schwarzen und weißen Figuren wie zoeite, das Wesen des Spiels erklärte. Unablässig lächeln spielte er die Lippen des Fürsten, das erste Lächeln seit langer Zeit. Aber seine Hand zitterte, als Jener gerend, nach dem Spielbrett, betete die merkwürdigen Zeichen und bedeutete dem Veziersohn, den Neugier und Interesse aus seiner Ede herbeigezogen hatten, mit dem Jüngling das Spiel zu erproben. Zug um Zug, Partie um Partie wurde gewechselt, bis der zukunftsreiche Fürst erschöpft auf die Bettler zurückstank und die brennenden Augen schloß.

Wachte er? Träumte er? Weiß und Schwarz sah der Fürst beim Spiele sitzen als ob es der Jüngling und der Veziersohn wären. Weiß schritt lebendig die Figuren und erwarlete in Sechsmache die Gegenzüge, die Schwarz hastig und hegreich machte. Der Kampf wurde ebbast. Zusammenstießen sich die Reihen hüben und drüben. Wer's noch der blonde Jüngling aus dem Volke, noch der schwarzhaarige Sohn des Großveziers, die da mit einander raaten? Schwarz spielte leicht und unbefonnen die unscheinbaren Bauern und suchte nur hüthig mit den Springern und Läufern und Thürmen dem gegenwärtigen König zu Leibe zu gehen. Weiß hielt seine Bauern für gering und unwichtig und brach nur bei guter Gelegenheit hinter ihrer fortgeschickenden Baalanz mit den Offizieren hervor. Konnte der enbliche Zug gewisshast sein? Sagen da nicht der weisse, der gute Genius und der schwarze, der böse Dämon in selbst-eigener Person am Spielbrett und kämpften, nicht mit toden Figuren, nein, mit lebendigen Symbolen um Sieg und Ertrichst, wie sie in Weltlichkeit kämpfen um Seelen und Reich, unablässig, unermüdblich, seit die Welt sich aus Kelein und Wasser hob, seit es Leben auf Erden giebt und Liebe und Hoff' und wer gehört der Erer? Und doch! Und wer weiß, dem guten Dämon alchren?

Nach erwaute der Fürst. Die Fragen des Niedertraumes brannten ihm in der Seele. Mit einem leuchtenden Blick umschaute er den Jüngling, der sich nun täglich einstellten mußte, um das Winterspiel mit dem Fürsten selber zu spielen. Die Einreden des Veziersohnes werden überhört. Sichtlich gesundete der Fürst, nun er den Weg zum Guten, zur Erkenntnis zurückgefunden hatte, und wie nie zuvor wuchs ihm der Jüngling ans Herz. Sein Rath galt wieder alles, der Veziersohn fiel in Ungnade, und das Land athmete auf von unfälliger Last. Als der Tribut wieder fällig war, wurde er verweigert, und als der Mohrenkönig mit seinen Erden wieder landete, schlug der Fürst ihn so gewaltig auf's Haupt, daß er das Wiederkommen verwarf. Was er im Traum ersehnt, was er im Spiel ertracht, hatte er im Ernst besolat. Den Armen und Kleinen galt seine landesväterliche Fürsorge vornehmlich, und seine Anghet überfah ihre Hüthe nicht in der Stunde der Noth; des Fußvolks der Bauern hatte den furchtbaren Kampf sie erschrieben.

Zukunftsreich lebte der Fürst zur Reife zurück und berief eine glanzende Reicherversammlung. Den Jüngling aus dem Volke, der ihn geleitet hatte, den Weich und die Kraft des geringen Mannes zu schätzen, bedachte er mit Ehren ohne Gleichen. Vor der ganzen Versammlung verlobte er ihn als Gemahl seiner Tochter und als Erben seiner Krone.

Der Sohn des Großveziers quag für immer außer Landes. Das Königsspiel aber, das seinen Rebenkulten so zum Glück verlossen hatte, kennt heute jedes Kind. F a n s D o n c i e s.

Richard Robert Donnelly, der Präsident der „R. A. Donnelly & Sons Company“, welche das Stadt-Adressbuch herausgibt, ist gestorben.

Heute sonstige Anagrammen

berühmter Männer plaudert ein französisches Blatt. Bei seiner Aufnahme in die französische Akademie hielt Scribe eine Rede, in der er sich fragte, weshalb Möliere in seinen Komödien niemals die Aufhebung des Erbitts von Kant's erwähnt habe. Man hätte ihm erwidern können: Weil das Erbitt erst 12 Jahre nach dem Tode des großen Lustspielichters aufgehoben wurde. In dem Drama „Sizilianische Beser“ läßt derselbe Scribe das Scharfschützenkorps auf Montfort's Befehl gegen das aufrehrerische Volk schießen. Im Jahre 1282 fehlte aber fast noch ein Jahrhundert bis zur Gründung der ersten Feuerwaffen. Im „Kavaler d'Harmental“, dessen Handlung im Jahre 1718 spielt, laßt Dubat zu Dubois, daß sein Wädel wie Kreuze malt; Kreuze wurde aber erst acht Jahre später geboren. Derselbe Dubat beobachtet von seinem Fenster aus die Illumination der Parkgalerien, die erst 60 oder 70 Jahre später angeleat wurden. Daß sich der ältere Dumas zahlreiche Schmitzer zu Schulden kommen ließ, ist bekannt. Wundern muß man sich aber, daß man auch in den Werken Balzac's, eines Schriftstellers, der viel gewissenhafter ist als Scribe und Dumas, ähnliche Fehler findet. Im „Reiter von“ läßt Balzac für die im Jahre 1721 geborene Madame Pompadour vor; dein in demselben Jahre verstorbenen: Watteau einen Fächer bemalen. An dem wunderbaren Gedicht „Der schlafene Boas“ heißt es, daß die Erde noch weiß und noch war von der Einfluth der“. Nach der allgemein angenommenen Chronologie heirathete aber Ruth den Boas erst 2082 Jahre nach der Stafluth. Wenn nun damals auch noch so viel Wasser vom Himmel gefallen sein mag, so darf man doch ruhig annehmen, daß die Erde in 2000 Jahren Zeit genug gehabt hat, wieder trocken zu werden. In der Erzählung „Amerikot“ spricht Karl der Große zu Gerard von Rossillon: „Du denst wie ein Gelehrter aus Sorbonne.“ Karl der Große starb aber im Jahre 814, während die Sorbonne erst im Jahre 1252 gegründet wurde. Die Liste kann fortgesetzt werden.

Recher-Rath.

Gib dir der Himmel edle Weine, Nicht sende davon Jedermann. Noch wen'ger trinke sie alleine: Psi dem, der einfaun stümmen kann! Es lohnt auch nicht, daß Frau'n sie proben:

Die süßsten Schönen, glaube mir, Sie werden deine Weine loben, Nie aber würdigen wie wir. Doch weißt du lech's dich acht Gesellen, Die dich und was du Wein versteh'n — Dann sag's nicht, sie zu bestellen Und laß die besten Sorten seh'n. Das gibt ein reizvoll' Weinlander. Des Weins, der Arde Doppelgluth Befeuern, schüren sich selbender Und Gutes munde! doppelt gut. — Heißt aber einen Freund vor Allen! Im Herzen du — den lab' allein Und hol' aus deines Stellers Hullen Die edelste der Pfälzchen Wein. Hier überspringe led die Grenzen Die du gezogen dir mit Zug: Die beste, feinste der Erzeuzen Ist für den Freund a'rad' gut genug. Das Letzte, Höchste zu genießen Taugt nicht ein größerer Verejn. Die reinste Lust, sie wird entfrischen Dem feindlichen Bunde nur von Zwejn. Des Freund's bedarf es, Aug' in Auge, Kein And'rer schaff' dir das zu Dank, Daß er zum Himmelssteg dir taugt. Der sonnigste Fernetron! Dann steigt aus seinem Gold die hohe, Die flammende Begeisterung. In e're Hergen schlägt die hohe Und alüßt sie wieder maienjuna. Da quillt und rauscht der Lebensbronn.

Mein Kirchhof.

Kenntst du den kleinen Kirchhof? Er liegt dem Weg feiltab, Nicht schmäden Stein noch Kreuzden Das unsichtbare Grab.

Nur blaue Blumen niden Im Moose für sich hin, Als läuteten sie leise, Weil ich so traurig bin.

Da draußen fern im Wafte, Dort, wo die Buche rauscht, Hab' ich mit meinem Schaze Ten letzten Ruf getauscht.

Die Banl, d'rauf mir gefessen, Steht noch so traulich dort; — Müß' sint' ich an ihn nieder, Mein Lieb, mein Lieb ist fort . . .

Dort leg' ich meine Hoffnung Und Glüd und Ruh' in's Grab . . . — Das ist mein kleiner Kirchhof, Er liegt dem Weg feiltab.

Entsündigt.

Eie (auf der Promenade zu einem ihr leagenden Offizier): „Daß Sie mir achtern auf dem Heimweg einen Ruch geant, war nicht ritterlich, Herr Graf!“

Er: „Verzeihen Sie, Baronin, da kann ich nichts dafür! Sie wissen ja, daß ich aus einem alten Raubrittergeschlecht stamme!“